

(Nachdruck verboten.)

2) Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Kasnussen.
Autorisierte Uebersetzung von E. Stine.

2.

Es ist Juni.

Die Nacht ist finster, aber lau und still. Noch schläft Girgenti: es ist mehrere Stunden vor Morgen.

Längs der Hausmauern des Korso und auf all den kleinen Plätzen oben in der Stadt schnarben die Schnitter, die auf dem nackten Pflaster ruhen, einige mit einem Wams über dem Kopf, andere mit einem Schal über der Brust, die wenigsten mit einem Saß oder einem Lumpen als Kopfschiff. Es sind Bergbewohner aus dem Innern der Insel, die den weiten Weg hierhergewandert sind, um, ehe ihr eigenes Korn der Krummfichel verfällt, für eine Lire (80 Pf.) Tageslohn den Weizen auf dem Flachlande zu schneiden. In den Bauernstuben ist kein Platz für sie. Das Bett ist von den Eltern und den kleinsten Bürmchen eingenommen, und der Raum, den Kühner, Esel und Maultiere auf dem gestampften Lehm Boden freilassen, bleibt den älteren Kindern und den übrigen Familienmitgliedern vorbehalten.

Soch oben von dem Domkirchenviertel kommen zwei vermummte Weiber, ein junges und ein altes, durch die Finsternis dahergeschlichen. Wie vorsichtig sie auch gehen, man hört das Klappern der Holzpantoffeln auf den Stufen der steilen Gassen, und auf den Piazzettas, wo sie achtgeben müssen, um nicht auf die Schlafenden zu treten, hört es als einen Rärm, der Verwunderung erweckt, ja fast als ein Ereignis.

Sie verschwinden in einem der kleinen Gäßchen unterhalb des Korso, sehen sich um und gehen zu Via Teresa hinein.

Eine halbe Stunde später beginnen die Gassen zu erwachen. Das Dunkel wird lebendig. Die krummen Gestalten erheben sich stumm und werfen das Wams über die Schulter. Ohne sich zu waschen, ohne etwas anderes zu sich zu nehmen als eine Krume Brot, ziehen sie hinaus zu des Tages Sonnenbrand und Schweiß.

Dann kommen die einheimischen Bauern an die Reihe. Es klappert laut in all den steilen Gäßchen, die sich zwischen den armseligen Bauernhäusern wie Sturzabäche über den Bergabhang hinabschlängeln, sich in Stufen und Abfäzen in den Felsen beißen oder dort, wo das schwierige Terrain irgendeinen reichen Signore gezwungen hat, sein Haus quer über den Weg anzulegen, unter Wölbungen hindurchschlüpfen. Aber alle münden im Corso Empedocle aus, der Hauptstraße, die wie ein schmaler Fluß an der Mitte des Südbahangs entlangläuft, welcher das moderne Girgenti trägt und den Sockel der Stadt gegen die Ebene und das nahe Mittelmeer zu bildet.

Da es Montag ist, sind mehr Bauern zu sehen als gewöhnlich. Selbst die, deren Arbeitsplatz mehrere Meilen draußen in der Campagna (Ebene) liegt, sind über Sonntag daheim gewesen, um den Tag mit ihrer Familie zu verbringen, während sie die Woche über draußen auf freiem Felde schlafen, wo Unsicherheit und Wassermangel es unmöglich machen, sich ansässig zu machen oder die Frauen mitzunehmen.

Unten auf dem Korso besteigen sie ihre Esel und Maultiere. Sie reiten seitlings wie Weiber. Der Oberkörper ist in den kurzen blauen Mantel gehüllt, dessen tief über die spähenden Augen gezogene Kapuze dem ernstesten Gesicht einen dückeren Ausdruck verleiht. Und doch sind es lauter friedliebende Leute. Nur zur Selbstwehr hängt die scharf geladene Büchse, die den Besitzer nie verläßt, quer über dem Sattelsknopf.

Mit dem Trab der Maultiere und Esel mischt sich bald das Trappeln der Ziegen, die, mutwillig und vorsichtig zugleich, die Treppen in langen, eleganten Sprüngen nehmen, einander stoßen oder auf den Rücken springen. Und dazwischen tönt das Blöken der Schafe mit ihren in die Augen baumelnden langen Hängeohren und die lauten Rufe barfüßiger Hirten, die ein buntes Taschentuch um den Kopf geknüpft tragen.

Vor Morgen ist diese ganze Auswanderung vorbei, ohne

andere Spuren zu hinterlassen als einen Korso, der im Dünge der verschiedenartigsten Tiere schwimmt. Endlich finden die Weiber und die friedlichen Bürger Ruhe zu einem letzten Morgenschlummer, ehe der Tag beginnt.

In dieser Dämmerstunde wiederhallt der Korso abermals von Hufschlägen. Ein ältlicher, aber noch stattlicher Mann kommt auf einem Maultier durch die Stadt geritten. Wie die Bauern trägt er eine spitzköpfige Kapuze, die das Haupt verbirgt, aber der blaue Mantel ist länger und fällt wie ein Burnus über die Flanken des Tieres. Ihm aber gibt selbst diese Vermummung kein brigantisches Aussehen. Denn seine Augen sind sanft und melancholisch, der lange weiße Bart, der über die Brust herabströmt, verleiht ihm eine besondere patriarchalische oder apostolische Verlässlichkeit, und seine Miene und Haltung zeigen eine Mischung von einem Scheif und spanischen Ritter.

An seiner Seite trabt ein kleiner ägyptischer Esel, von einem jungen Mädchen gelenkt.

Marchese La Greca reitet mit seiner Tochter, der achtzehnjährigen Lidia, aus der Stadt.

Während sie an dem Gäßchen vorbeireiten, das zu dem in einem aufgelassenen Kloster untergebrachten Gymnasium führt, kommt ein eleganter junger Mann, fast ein Knabe an Wuchs, ihnen in langen Säben entgegen. Plötzlich hält er ein und drückt sich dicht an die Hausmauern, als wollte er nicht erkannt werden.

Die beiden Reiter haben ihn gesehen.

Ohne zu erwägen, was sie sagt, bricht Lidia aus:

„Das war Angelo!“

„Ich glaube nicht! Ich habe ihn zumindest nicht erkannt!“ erwidert der Vater.

Wohl weiß er, daß es Angelo war — und hat durchschaut, daß er von einem Besuch bei der alten Stupplerin Via Teresa kam. Dort hat er wohl irgendein junges Blut umarmt, das seinen Beschützer verloren hat oder ihn um irgendeines Mordes oder sonstigen Fehltrittes willen auf den Galeeren gut aufgehoben weiß. Aber er hat die angstvolle Ahnung in Lidias Tonfall gehört, und er ist zu ritterlich, um einen so leicht errungenen Sieg über den Mann davonzutragen, der ihn von dem Tage an, da sein einziges Kind ihn zum künftigen Gatten wählte und ihren Willen durchsetzte, bittere Tränen gekostet hat.

Aber auch Lidia ist stolz. Selbst wenn Angelo, jung wie er ist, gefehlt hat, selbst wenn er sie demütigt, daß es ihr das Herz zerschneidet — sie hat ihn ja gefannt; den anderen gegenüber steht sie auf seiner Seite. Hat er Mängel, sollen sie nicht mit dem Mantel der Liebe bedeckt oder entschuldigt werden. Sie will ihn so nehmen, wie er ist — mit seinen Fehlern. Lidia empfängt keine Gnaden!

„Ich bin sicher, daß er es war, Vater!“

Der Marchese nickt in Gedanken; er hat ihre Worte nur halb gehört.

Stumm reiten sie durch Porta di Ponte hinaus über den Präsekturplatz. Nun sind sie außerhalb der Stadt. Sie schlagen einen Pfad ein, der an dem großen Gefängnis vorbei auf den Athenesfelsen führt, der ehemals das höchstgelegene Viertel des alten Akragas bildete, nun aber, zumindest der Stadt zu, von fruchtbaren Feldern und Gärten bedeckt ist.

Der Pfad schlängelt sich durch gelbe Weizenfelder, die durch Hecken von Feigenakkus getrennt sind. Mitten in dem Getreide stehen ehrwürdige, windverwehte Oliven- und allerhand Obstbäume: Feigen, Pfirsiche und Mandeln. Selbst wenn der Weizen unter der Sichel gefallen und der nackte Fels mit seinem gelben, durchgebrannten Rücken und den tiefen Erdspalten hervortritt, wird der Gipfel dadurch nicht kahl, sondern prangt in einer einzigen verschwenderischen Fruchtfülle.

Der Marchese ist in tiefe Gedanken versunken. Er gedent der alten Akragantiner, die im Dunkel der Nacht mit ihren Weibern und Kindern aus der belagerten Stadt zu flüchten pflegten. Weisliche Feiglinge! Und er selbst, der sich aus der Stadt schlich, ehe sie erwacht war, um seine Sorge und Scham unter den Ausgrabungen dort oben am Gipfel des Felsens zu verbergen? Aber nein, seine Lungen vertragen bloß nicht die schwere Luft da unten, die von giftigem Menschenatem stinkt. Er ist für die reine hohe Luft geboren, die reinigend vom Meere hereinstreicht und das

Lebens umfächelt. Und er muß der Forderung leben, der Untersuchung, der Gedankenarbeit, die allein eines Signore würdig ist.

Unwillkürlich strafft er die Schultern und schlägt die Kapuze vom Gesicht zurück. Sie sind schon hoch oben, und die Sonne ist hervorgekommen. Unten leuchtet der Konfordinatempel aus einem Rahmen von Delgärten. Kleine Willen mit weißen flachen Dächern liegen da und dort in Mandelhainen zerstreut. Und da draußen wogt das frische Mittelmeer.

Es strömt warm zu seinem Herzen; und er will eben dieser Wallung Luft machen, als er bemerkt, wie stumm und niedergeschlagen Vidua an seiner Seite reitet.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte der sieben Gehängten.

Von Leonid Andrejew. — Autorisierte Uebersetzung.

Berner begriff, daß die Hinrichtung nicht gleichbedeutend mit dem Tode, sondern etwas anderes war — auf jeden Fall indes war er entschlossen, sie völlig ruhig, als etwas Nebensächliches, hinzunehmen und bis ans Ende so zu leben, als ob gar nichts geschehen wäre noch geschehen würde. Nur so konnte er seine völlige Geringschätzung gegenüber der Todesstrafe an den Tag legen und bis zuletzt unangestastet seine geistige Freiheit bewahren. Auch in der Gerichtsverhandlung dachte er — was selbst die Genossen, die doch seine kalte Furchtlosigkeit und seinen Hochmut sehr wohl kannten, nicht geglaubt hätten — weder an den Tod noch ans Leben: er saß in sich gefehrt da und hatte seine ganze Aufmerksamkeit einer schwierigen Schachpartie zugewandt, die er im Geiste mit irgend jemand spielte. Er war ein ausgezeichnete Schachspieler, hatte vom ersten Tage seiner Gast an sich auf diese Partie gemacht und spielte ohne Unterbrechung daran weiter. Und auch das Urteil, das den Tod durch den Strang über ihn verhängte, verrückte nicht eine Figur auf seinem unsichtbaren Schachbrett.

Selbst der Umstand, daß er voraussichtlich die Partie überhaupt nicht beenden würde, machte auf ihn keinen Eindruck; den Morgen des letzten Tages, der ihm auf Erden noch übrig blieb, begann er damit, daß er einen nicht ganz gelungenen Zug vom Tage vorher verbesserte. Die herabgesunkenen Hände zwischen den Knien haltend, saß er lange unbeweglich da; dann erhob er sich und begann umherzugehen und nachzudenken. Er hatte einen eigenartigen Gang: den oberen Teil des Rumpfes zeigte er ein wenig vor und setzte die Abstände fest und bestimmt auf die Erde auf — selbst in trockener Erde hinterließen seine Schritte eine tiefe, deutlich wahrnehmbare Spur. Leise, nur mit dem Atem, pfiff er eine einfache italienische Arie — das half ihm beim Denken.

Die Sache ging indes diesmal nicht recht von statten. In der unangenehmen Empfindung, daß er irgend einen groben, ja vielleicht sogar recht groben Fehler gemacht habe, ging er mehrmals in den Bänken weit zurück und prüfte das Spiel fast von Anfang an nach. Er konnte den Fehler nicht finden, aber das Gefühl, daß er einen Fehler begangen, verließ ihn nicht nur nicht, sondern ward vielmehr immer härter und peinlicher. Und plötzlich tauchte ein unerwarteter, für ihn sogar beleidigender Gedanke in ihm auf: liegt der Fehler vielleicht gar darin, daß er durch das Schachspiel seine Aufmerksamkeit von der Hinrichtung ablenken, sich dadurch gegen die Todesfurcht feien will, die angeblich jeden zum Tode Verurteilten befällt?

„Nicht doch, weshalb?“ beantwortete er kühl die gestellte Frage und knippte ruhig das unsichtbare Schachbrett zu. Und mit derselben konzentrierten Aufmerksamkeit, mit der er das Spiel verfolgt hatte, suchte er, als wenn er in einem strengen Examen die Fragen der Examinatoren beantwortete, sich von der ganzen furchtbaren Trostlosigkeit seiner Lage Rechnung zu geben: er unterwarf seine Felle einer eingehenden Besichtigung, suchte dabei möglichst keinen Gegenstand außer acht zu lassen, zählte die Stunden, die ihm noch bis zur Hinrichtung blieben, malte sich ein annähernd zutreffendes Bild von der Hinrichtung selbst aus und zudte die Achseln.

„Nun?“ antwortete er gleichsam irgend jemandem mit einer Halbfrage, „das ist also alles? Wo bleibt da die Furcht?“

Von Furcht war in der Tat bei ihm nicht die Rede. Ja, er empfand nicht nur keine Furcht, sondern sogar etwas, das der Furcht entgegengesetzt war — nämlich eine wenn auch unbestimmte, so doch große, kühne Freude. Und der Fehler, den er doch immer nicht herausgefunden hatte, rief nicht mehr Ärger oder Reizbarkeit in ihm hervor, sondern sprach gleichfalls laut von etwas Unerwartetem, Gutem: als wenn ein naher, teurer Freund, den er für tot gehalten, plötzlich frisch und gesund vor ihm hingetreten wäre und ihn angeächelt hätte.

Wieder zudte Berner die Achseln und befühlte seinen Puls: sein Herz schlug zwar schneller als sonst, doch war der Puls von ganz besonderer, hangdollen Stärke. Noch einmal betrachtend, wie ein Neuling, der zum erstenmal im Ge-

fängnis sitzt, die Wände, die Kiesel, den am Fußboden festgeschraubten Stuhl und dachte:

„Wie kommt es nur, daß mir so leicht, so freudig und frei zumute ist? Ja, buchstäblich: frei. Wenn ich an die morgige Hinrichtung denke, so ist mir, als ob sie gar nicht stattfinden würde. Ich sehe die Wände an — und es ist mir, als wären sie gar nicht da. Und so frei fühle ich mich, als wäre ich nicht im Gefängnis, sondern hätte eben erst irgend ein Gefängnis verlassen, in dem ich mein Leben lang gefesselt. Was ist das nur?“

Seine Hände begannen zu zittern — eine Erscheinung, die Berner noch nie an sich beobachtet hatte. Immer ungestümer arbeitete sein Hirn. Als wenn feurige Zungen in seinem Kopfe aufflammten und die Flamme einen Durchbruch nach außen suchte, um weithin die nächtliche, dunkle Ferne zu erleuchten. Und nun war sie durchgebrochen, und weithin erstahlte die erglühende Ferne.

Geschwunden war die dumpfe Müdigkeit, die Berner während der beiden letzten Jahre bedrückt hatte, und vom Herzen fiel ihm die tote, kalte, schwere Schlange mit den todesstarrten Augen und dem fest geschlossenen Munde — und im Angesicht des Todes lehrte seine spielfrohe, köstliche Jugend zurück. Ja, das war noch mehr als die köstliche Jugend. Mit jener wunderbaren Erleuchtung des Geistes, die in seltenen Augenblicken dem Menschen zuteil wird und ihn hoch emporhebt zu den erhabensten Gipfeln der Erkenntnis, sah Berner plötzlich das Leben und den Tod und war bestürzt durch die Pracht und Schönheit des nicht gesehenen Schauspiel. Es war ihm, als schritte er auf dem hohen Kamme eines Gebirges dahin, der so schma' war, wie ein Messerrücken, und als sähe er auf der einen Seite das Leben und auf der anderen den Tod — wie zwei schimmernde, tiefe, herrliche Meere, die am Horizont in eine einzige grenzenlose Weite zusammenfloßen.

„Was ist das? Welch ein göttlicher Anblick!“ sprach er langsam, während er sich unwillkürlich erhob und emporrichtete, wie in der Gegenwart eines höchsten Wesens. Und während die Mauern, der Raum und die Zeit vor seinem alldurchdringenden Blicke verschwanden, schaute er weithin, irgendwo in die Tiefe des Lebens, das er zu verlassen im Begriff stand.

Und in ganz neuer Gestalt stand das Leben vor ihm. Er versuchte nicht, wie früher, das, was er gesehen, in Worte umzuverwandeln, und es gab auch keine solchen Worte in der immer noch armen, immer noch dürftigen menschlichen Sprache. All das Kleinliche, Schmutzige und Böse, das ihn zum Menschenverächter gemacht und bisweilen sogar einen Widerwillen gegen den Anblick des Menschen in ihm hervorgebracht hatte, war gänzlich verschwunden: so schwindet aus dem Gesichtskreis eines Menschen, der in einem Luftballon emporschwebt, der Schmutz und Unrat in den engen Gassen des Städtchens, von dem er aufstieg, und das Häßliche wird ihm zur Schönheit.

Unbewußt schritt Berner an den Tisch heran und stützte auf ihn seine Rechte. Stolz und herrlich von Natur, hatte er noch nie eine so stolze, freie und gebieterische Haltung angenommen, noch nie den Hals so gewendet, noch nie so kühn geblickt — denn noch nie war er so frei, so souverän gemessen wie hier, im Gefängnis, wo nur wenige Stunden ihn trennten von Galgen und Tod.

Und auch die Menschen stellten sich ihm in neuem Lichte dar, erschienen seinem erleuchteten Blick auf neue Art, lieb und schön. Hinsinkend über der Zeit, sah er deutlich, wie jung noch die Menschheit war, die noch gestern unter tierischem Geulen die Wälder durchstreift hatte; und was ihm bisher an den Menschen so abschreckend, so unerblicklich und häßlich erschienen war, das war ihm plötzlich lieb geworden — wie die ersten Gehversuche eines Kindes, das noch nicht gehen kann, wie die Ermachsenen, und sein zusammenhangloses, von genialen Funken sprühendes Lallen, und seine drolligen Fehler und Mißgriffe, und die Weulen, die es sich stößt, uns lieb und rührend erscheinen.

„O meine Teuren!“ rief Berner plötzlich und lächelte ganz unerwartet. Und mit einem Male schwand das Gemachte, Gezwungene seiner Haltung, und er stand wieder als schlächter Arrestant da, der sich beengt und unbehaglich fühlt in seiner Gefangenschaft und den zudringlich-spähenden Blick, der von der Türschwelle her ihn anstarrt, ein wenig lästig empfindet. Und wie seltsam: fast plötzlich vergaß er das, was er eben so plastisch greifbar und klar gesehen hatte; und noch seltsamer, daß er nicht einmal den Versuch machte, sich daran zu erinnern. Er setzte sich einfach so bequem wie möglich zurecht, ohne die sonstige trockene Gleichgültigkeit in seiner Haltung, und musterte mit einem schwachen, sanften Lächeln, das dem Berner von ehedem ganz fremd war, die Mauern und Gitter. Und noch etwas geschah, was einem Berner bisher nie begegnet konnte: er begann plötzlich zu weinen.

„Meine lieben, teuren Genossen!“ flüsterte er und weinte bitterlich. „Meine lieben, teuren Genossen!“

Auf welchen geheimen Wegen war er von dem Vollgefühl des Stolzes und der schrankenlosen Freiheit zu diesem sanften, leidenschaftlich tiefen Mitleid gelangt? Er wußte es nicht, dachte nicht darüber nach. Und ob es Mitleid mit seinen lieben Genossen war, was er empfand, oder ob noch ein anderes, noch höheres, leidenschaftlicheres Gefühl in seinen Tränen sich barg — sein plötzlich zum Leben erwachtes, in frischem Trieb ergrünendes Herz wußte es nicht. Er weinte nur und flüsterte:

„Meine lieben, teuren Genossen! O meine lieben, meine teuren Genossen!“

In diesem bitterlich weinenden und durch Tränen lächelnden Menschen hätte niemand den kalten und hochmütigen, müden und verzogenen Berner wiedererkannt — weder die Richter, noch die Genossen, noch er selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kapitel Kindererziehung. *)

„Soll man Kinder zum Essen zwingen?“ Die Entscheidung ist nicht immer leicht. Ein gesundes Kind ist von selbst das, was auf den Tisch kommt. Das gute Beispiel der Eltern und sonstiger Tischgenossen und die Nichtbeachtung einer angebotenen Abneigung, ein leichter Spott und eine Verufung an die Verständigkeit des Kindes tun in dieser Richtung sehr viel. Sind einmal Fehler gemacht worden, so muß man sich die Mühe nicht verbrießen lassen, dem Kinde immer wieder mit Geduld vorzustellen, daß es keinen Grund hat, sich zu sträuben, man muß ihm von der gefährdeten Speise selbst vorexessen und dadurch seine Voreingenommenheit zu zerstreuen suchen. Strafen sind am wenigsten angezeigt, weil dadurch oft erst recht der Widerspruch gereizt und ein Trotz hervorgerufen wird. Manchmal essen Kinder bei Fremden, vor denen sie sich genieren, ganz ruhig die Gerichte, die sie zu Hause verweigern. Oft gelingt es durch vorsichtige Nachfragen, den Grund der Abneigung herauszubekommen; manchmal ist ein mißverständenes Wort eines Erwachsenen an der ganzen Sache schuld, und dann kann eine einfache Aufklärung genügen, die Schwierigkeit hinwegzuräumen. Am ungünstigsten wirkt mangelnde Gleichmäßigkeit in der Behandlung des Widerstrebens. Genügen die angegebenen Mittel nicht, um das Kind zum Essen zu bewegen, und wird vielleicht überhaupt gegen das Essen oder gegen eine größere Anzahl verschiedener Speisen Widerwille geäußert, so ist es besser, einen Arzt zu befragen, als etwa mit Gewalt vorzugehen. Auch die Geräuschempfindlichkeit der Kinder soll man nicht allzusehr berücksichtigen. Es gibt Kinder, die bei einem Gewehrschuß zusammenschrecken, als seien sie selbst getroffen, die den Donner nicht anhören können usw. Zureden zum vernünftigen Ertragen ist auch hier am Platze.

Eine anezogene Wehleidigkeit ist eine üble Mitgift für das Leben. Die damit Behafteten glauben gern, sie hätten ein besonders weiches Herz und sind oft stolz darauf, aber man kommt von dieser Auffassung zurück, wenn man sieht, daß sie meistens nur mit sich selbst so zart empfinden, oder daß sie einen gleichgültigen Verlust ebenso bitter beklagen wie ein verlorenes Menschenleben, oder daß sich ihre Teilnahme ganz in den Klagen erschöpft, daß sie aber niemals tätig eintreten, um vorhandenes Leid zu lindern. Wer schon früh dazu erzogen wird, das Leid anderer mitzufühlen und es nach Kräften zu lindern, kommt nicht so leicht dazu, sein eigenes zu übertreiben! Aber immer wieder muß betont werden, daß das Vorbild der Eltern entscheidend wirkt. Der Erzieher muß sich vor allem selbst in der Gewalt haben und seine Stimmung oder wenigstens die Äußerungen seiner Stimmung in einer mittleren Gleichgewichtslage zu halten verstehen. Wenn die Kinder sehen und hören, daß die Eltern sich bei jeder Aufregung nicht zu halten wissen in Kummer, Ärger, Zorn usw., so können sie sich schwer vorstellen, weshalb denn sie selbst es anders machen sollen. Man darf das nicht so verstehen, als müßten den Kindern nun sorglich alle Aufregungen ferngehalten werden. Das ist durchaus nicht richtig. Man soll aber die Erregungen auf das beschränken, was das Kind selbst angeht, und soll darauf halten, daß das Kind auch selbst damit fertig wird. Es soll lernen, unangenehme Eindrücke und Gemütsbewegungen selbständig zu überwinden. Weder ein langes Weinen und Schluchzen nach Enttäuschungen, Schmerzen, Strafen, erzwungenen Gehorsam usw., noch das beliebte „Maulen“, Verdriechlichsein und „Nachtragen“ soll erlaubt sein. Am besten vertreibt man beides den Kindern durch den bewährten Grundsatz der Nichtbeachtung. Wenn das Kind mit seinen Affektäußerungen keinen Eindruck auf die Umgebung macht, wird es ihm bald langweilig, und es hört gewöhnlich schneller damit auf, als wenn man mit Strenge dagegen vorgeht und dadurch zunächst den Affekt vergrößert. Eine erziehliche Einwirkung auf solche Unarten ist erst dann richtig, wenn das Kind wieder zur Ruhe gekommen war, am besten erst an einem anderen Tage und in irgendeiner vertraulichen oder anscheinungsloseren Stimmung des Kindes. Dann wirken liebevolle Vorstellungen und Ermahnungen am besten. Am wenigsten wird erreicht, wenn die Eltern selbst aufgeregt sind und dadurch ein Beispiel geben, daß auch sie ihre Aufregung und Verstimmung nicht bemeistern können. Dafür haben Kinder ein sehr feines Gefühl, auch wenn sie es aus Vorsicht nicht aussprechen!

Am allerwenigsten nützen Strenge und gewalttätiges Vorgehen bei den schwer erziehbaren cholertischen, aufgeregten und zornmütigen Kindern. Und doch wird hier immer wieder versucht, ihr Temperament durch Gewalt zu bändigen, es zu brechen, weil es sich anscheinend nicht biegen läßt. Gewiß ver-

tragen solche Kinder es nicht, wenn sie nur Schwäche bei den Erziehern sehen, aber man kann sagen, daß sie einen Wechsel zwischen Schwäche und Gewalttätigkeit noch weniger vertragen. Und doch ist das gerade leider das Wesen der verbreiteten Erziehung im Elternhause. Der Mutter bleibt es überlassen, die tägliche und stündliche Erziehung auszuüben, der Vater, der durch seinen Beruf und anderes in Anspruch genommen ist, wird mit diesen kleinen Sorgen verschont und nur herangerufen, wenn „mit dem Jungen nicht mehr auszukommen ist“ und ein großes Strafgericht abgehalten werden soll. Oft wird das willig oder mit eigenem Zorn ausgeführt, oft aber, wenn dem Vater gerade nicht danach zu Mut ist, oder wenn er den Anlaß nicht für wichtig genug hält, heißt es auch nur: „Laß doch den Jungen in Ruhe“ und dergleichen, und so wird vielleicht eine grundsätzlich wichtige Erziehungsfrage gleichgültig oder zum Triumph des Jungen übergegangen. Auf diese Weise wird bei unserer Jugendzucht ungeheuer viel verdorben. Bei schwer erziehbaren Kindern ist ein ständiges Gleichmaß durchaus notwendig, sie müssen lernen, daß es eine unbedingte Autorität der Erzieher gibt, der man niemals entgegenhandeln oder entzinnen kann. Der Wille des Erziehers muß in jedem Falle durchgeführt werden, mit gerechter Strenge, aber ohne Nachsicht. Aber auch der Wille des Kindes soll geachtet werden; will man ihn unter allen Umständen niederdrücken, so kann man nicht erwarten, daß sich dabei in dem heranwachsenden ein gesunder Wille bilde. Im Gegenteil, der Wille muß schon früh, von den ersten Kinderjahren an, gebildet und gestärkt werden, man muß ihn nur in seiner Richtung so beeinflussen, daß etwas Gutes dabei herauskommt, daß nicht Leidenschaften und Gemütsstimmungen, sondern die Ueberlegung ihn bestimmt! So wenig es dem Kinde frommt, wenn man es mit beständigen Strafpredigten und Moralpredigten füttert, so unumgänglich ist es andererseits, daß man ihm von klein auf keine Verfehrtheiten durchgehen läßt, daß man nicht über seine Unarten lacht und sie gar als originell bewundert. Ein Blick, ein Wort, ein leichter Spott genügen sehr oft, um dem Kinde die Meinung des Erziehers deutlich zu machen und fester einzuprägen, als wenn eine lange Auseinandersetzung daran geknüpft wird, die vielleicht seinen Trotz herausfordert. Man muß Kleinigkeiten nicht zu wichtig nehmen. Wo solch ein Wink nicht nützt, muß man freilich mit ernsteren Mahnungen vorgehen. Noch mehr hilft es gewöhnlich, wenn man das Kind gelegentlich durch Schanden klug werden läßt, wenn z. B. das wiederholt zur Vorsicht aufgeforderte Kind mit seinem hellen Anzug in den Schmutz gefallen ist und nun von einem Vergnügen zu Hause bleiben oder wegen des besleckten Anzuges den Spott anderer ertragen muß. Beständiges Verbieten, Rörgeln, Drohung mit üblen Folgen oder Strafen, die dann doch nicht eintreten, verdirbt die Kinder nur, dagegen muß man auf der pünktlichen und genauen Ausführung von kleinen Aufträgen, auf der regelmäßigen Wiederherstellung der Ordnung im Kinderzimmer bestehen, sobald man den Kindern durch das eigene Beispiel und durch gemeinsames Aufräumen usw. gezeigt hat, wie es zu machen ist. Wer zu viel verlangt, wird keinen Erfolg haben und für das nächste Mal abschrecken, wer aber dem Kinde etwas aufgibt, was es leisten kann, und es für die Leistung belobt, der kann darauf rechnen, daß auch schwerere Aufgaben gern erfüllt werden.

Mut und Ausdauer werden dem Kinde besonders durch körperliche Übungen beigebracht, die die Geschicklichkeit und die Kraft ausbilden. Sie dürfen aber nicht über die Leistungsfähigkeit hinausgehen, weil jeder Mißerfolg entmutigt, und dürfen nicht bis zu voller Ermüdung betrieben werden, weil dann Vangebe und Ueberdruß eintreten. Sehr viel kann in dieser Beziehung durch richtige Auswahl der Genossen bei der Übung erreicht werden. Sehr überlegene Gefährten verleiden oft den Anfängern die ganze Sache, weil es unmöglich erscheint, sie zu erreichen, und weil man ihren Spott fürchtet.

Der Gehorsam gilt vielen als der Inbegriff aller Erziehung, und sie glauben ihre Kinder gut erzogen zu haben, wenn sie ihnen mit aller Gewalt den unbedingten Gehorsam beigebracht haben. Es ist noch nicht lange her, daß dieser blinde Gehorsam als erste Pflicht des Kindes gegen die Eltern angesehen wurde. Man verlangte, daß das Kind auch den unsinnigsten, nur einer Laune oder einem Rutwillen entsprungenen Befehl der Eltern ohne Besinnen ausführe. Gewiß läßt sich das erreichen, aber es tut dem wahren Wesen des Gehorsams und der Ehrfurcht vor dem Erzieher Eintrag. Das Kind soll von Anfang an die Ueberzeugung bekommen, daß jeder einzelne Befehl gerecht und billig und ein Ausfluß des größeren Verstandes, der geistigen Ueberlegenheit des Erziehers ist. Ungerechte Befehle ermeden mit der wachsenden Reife des Kindes immer mehr Widerspruch. Es nützt auch nichts, wenn man die mangelnde Begründung des Befehls durch lautes Sprechen oder gar durch Schreien ersehen will; ruhiger und wohlwollender Ton macht viel mehr Eindruck. Bei dem Bögling soll die Auffassung erweckt werden, daß der Befehl wohl erwogen und seine Ausführung möglich und selbstverständlich sei. Daraus ergibt sich auch, daß man nichts von dem Kinde verlangen soll, was es nicht nach seinen Kräften ausführen kann. Das gilt ganz besonders für schwache oder vorübergehend kranke Kinder. Man kann wirklich sagen, an dem Ungehorsam der Kinder sind meistens die Erzieher selbst schuld! Der Eigensinn wird ganz vorwiegend durch launische, übermäßig gehäufte und nicht folgerichtig durchgeführte Anordnungen hervorgerufen. Man muß sich ent-

*) Mit Erlaubnis des Verlages entnehmen wir diesen Abschnitt dem weiter unten besprochenen Buche: Hygiene der geistigen Arbeit von Dr. med. Dornblüth. (Verlag des Deutschen Vereins für Volkswohlfahrt.)

chieden Bemühen, auch dem Kinde das Gefühl berechtigter, nur durch notwendige Beschränkungen eingegrenzter Freiheit zu erhalten. Nichts erweckt so sehr den Trotz wie unnützes Gebieten und Verbieten. Je mehr man Kindern vorredet, um so größer wird der Prozentsatz des in den Wind Gesprochenen.

Ein sehr wichtiger Abschnitt der Hygiene des Kindesalters ist die Lehre von den Strafen. Die Unvollkommenheit des Kindes, seine Fehler und Schwächen bringen es mit sich, daß der Erzieher nicht selten Geduld und Gerechtigkeit vergißt und nach seiner augenblicklichen Stimmung tadelt und straft. Eine Strafe ist aber nur gerechtfertigt, wenn sie auch bei ruhiger Ueberlegung für richtig und notwendig gehalten werden muß. Die tägliche Beobachtung der Kindererziehung in der Familie ergibt leider, daß diese Nichts nur selten maßgebend ist, daß vielmehr die große Mehrzahl der Strafen nur nach der Eingebung des Augenblicks verhängt wird. Die meisten Kinder werden bestraft, wenn sie einen Fehler in dem Augenblick begehen, wo der Vater oder die Mutter gerade gereizt oder schlecht gelaunt sind.

Eine Strafe soll nur nach der Erwägung eintreten, ob das Kind nach seiner ganzen geistigen Ausbildung das Verkehrte seiner Handlung erkennen und ob es nach seinem Temperament die als verkehrt erkannte Handlung unterlassen konnte, d. h. ob es mit Ueberlegung, mit Uebelwollen gesündigt hat oder nicht. Das Temperament läßt sich nicht mit Strafen ändern, wohl aber durch Belehrung und andere Beeinflussung verbessern. Geht man mit Strafen dagegen vor, so schafft man eine Kette von Strafen, und diese macht das Kind in jedem Falle verstockt und unzugänglich. Es unterläßt dann schließlich die verkehrten Handlungen nur, wenn es glaubt, der Strafe nicht entgehen zu können, während die Absicht der Erziehung doch dahin gehen muß, die Einsicht vom rechten Handeln herrschend zu machen. Dieselbe verkehrte und schädliche Wirkung tritt ein, wenn die Strafe der Uebeltat nicht angemessen, sondern zu hart war. Die Strafe wirkt am besten, wenn das Kind das Gefühl hat, daß der Erzieher in seinem Recht ist. Auch die Art der Strafe ist sehr wichtig. Je weniger Lärm, um so eindringlicher die Wirkung. Ein Blick, ein Kopfschütteln macht gewöhnlich viel mehr Eindruck als eine lange Strafrede, ein ruhiges Wort mehr als ein postlerndes Schelten. Die Einsicht in das Verkehrte seines Handelns hat das Kind entweder schon in dem Augenblick nach der Tat, also vor der Strafe, erlangt, oder es bekommt sie erst später; im Augenblick der Angst und Erwartung ist es am wenigsten dazu disponiert. Je mehr das Kind die Folgen seines Fehlers — z. B. einer Unpünktlichkeit, eines Verlustes usw. — selbst empfindet, um so nachhaltiger wirkt diese Belehrung der Tatsachen. Genügt das nicht, so läßt man den Sünder nicht an einem Vergnügen teilnehmen, das hilft auch mehr als Neben. Eine zweischneidige Strafe ist das Einsperren, es verführt fast immer zu eigenwilligen oder noch übleren Torheiten. Ganz verwerflich ist aus hygienischen Gründen das Einsperren in ein dunkles Zimmer. Nicht selten sind krankhafte Angstzustände usw. die bleibende Folge davon.

Die umstrittenste Frage auf dem Gebiete der Strafen ist die der körperlichen Züchtigung. Ich bin durch meine Erfahrungen ein entschiedener Gegner jeder körperlichen Züchtigung geworden. Ich habe niemals gesehen, daß dadurch etwas genützt wurde, aber sehr oft, daß die Zöglinge verstockt und trotzig wurden, oder feige und verlogen, moralisch schlechter als vorher. Ich habe auch immer gefunden, daß die Verteidiger des Prügelns mit ihren angeblich guten Erfahrungen nur ihre eigene Erregbarkeit und ihre erzieherische Kurzsichtigkeit bemänteln wollten. Der Stock ist ein gefährliches Mittel, weil er dem Erzieher das Denken abgewöhnt, weil er an die Stelle der Belehrung die körperliche Gewalt setzt und an Stelle der guten Ueberzeugung und des guten Willens die Angst und Furcht einpflanzt. Wie kann man hoffen, moralische Veredelung durch körperliche Schmerzen und Furcht zu bewirken! Um so schlimmer wirken die Prügel, je älter der Zögling ist, je mehr er in das Alter des Ehrgefühls hineinkommt.

Für das gesunde Kind ist neben verständiger Liebe geduldiger Eltern ein gutes Maß von Freiheit und Selbständigkeit das Beste!

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Hygiene der geistigen Arbeit. Von Dr. med. Dornblüth (Deutscher Verein für Volkswohlfahrt, Berlin, 253 Seiten, broschiert 3,80 M., gebunden 4 M.) Dieses Buch hat einen großen Vorzug vor anderen populärmedizinischen: es geberdet sich nicht wissenschaftlich und gelehrt, will nicht verblüffen, sondern wendet sich an den gebildeten Laienverstand. Das Werk enthält aber andererseits durchaus keine banalen Nebensarten, keine gemeinverständlichen „Theorien“. Alles Gute, was der Verfasser zu sagen hat, wird in volkstümlicher Form gesagt. Selbst die Anwendung der Fremdwörter ist auf ein Mindestmaß beschränkt. Jedes einzelne der dreizehn Kapitel ist lesenswert, und jeder Leser wird darin etwas für seinen Gebrauch finden. Der arbeitenden Klasse können wir das Buch besonders deshalb empfehlen, weil gezeigt wird, daß geistige und körperliche Arbeit nicht nur in ihren Elementen nahe verwandt sind. Fast alle Formen körperlicher Arbeit, selbst die

gleichförmigste Fabrikarbeit schließt ein gutes Teil geistiger Anstrengung in sich. Und ebenso enthält die geistige Arbeit reichlich Elemente der körperlichen Betätigung. Der Arbeiter jedoch, je mehr er körperlich arbeitet, neigt dazu, die geistige Arbeit bei sich und anderen als Erholung anzusehen. Denn für ihn fällt sie in die Erholungszeit, für ihn bedeutet sie oft tatsächlich eine Erholung von körperlicher Anstrengung. Das Verhältnis ist ungefähr das gleiche, als wenn ein Beamter mit ständiger Lebensweise in seinen Freistunden an der Drechselbank arbeitet. Die ständige Betätigung in einer gewohnheitsfremden Arbeit wird eben stets als Erholung empfunden. So kann es geschehen, daß geistige Beschäftigung mitunter nicht als „Arbeit“, sondern als Spielerei aufgefaßt wird. Daraus entspringt eine unvorhergesehene Mischachtung nicht der geistigen Arbeit, wohl aber des geistig Arbeitenden. Die schwerwiegendsten Folgen hat eine solche Mischachtung da, wo es sich um das Schicksal der Kinder handelt, die mit wenigen Ausnahmen vom ersten bis zum letzten Tage ihres Schulbesuches geistige Arbeiter in des Wortes strengster Bedeutung sind. Wer sich niemals darüber den Kopf zerbrochen hat, der ahnt nicht, welche große Anforderungen unser modernes Schulwesen an Körper und Geist der Kinder stellt. Denn die Schule in ihrer heutigen Gestalt verlangt die Unterdrückung aller selbständigen Bewegungstrieb des Körpers und des Geistes. Es sollte nicht so sein, aber es ist leider so und eine Aenderung in absehbarer Zeit wohl nur für die oberen Zehntausend möglich, während das „Volk“ noch auf Jahre hinaus zur Folterbank unserer „höheren geistigen Kultur“ verdammt ist.

Die geistige Anstrengung der Schularbeit wird aber in der Regel so sehr unterschätzt, daß man die Schüler häufig noch ins Foch körperlicher Arbeit spannt. Darum verdienen die Ausführungen des Verfassers über die Hygiene der geistigen Arbeit im Kindesalter besondere Beachtung.

Die Physiologie der Erdbeere. So kurz die Zeit des Erdbeergemüses ist, macht die allgemeine Beliebtheit, deren sich die wirzige Frucht erfreut, die alljährlich wiederkehrenden Erörterungen über ihre Tugenden und Fehler doch stets wieder aufs neue anziehend. Die englische Wochenschrift „Lancet“ widmet ihr eine medizinische Besprechung. In erster Linie lenkt sich die Aufmerksamkeit hierbei auf die bei Erwachsenen und Kindern gar nicht seltene Idiosynkrasie, den natürlichen Widerwillen, der sich oft schon nach Genuß einer einzigen Beere in einem heftigen Nesselausschlag äußert. Andererseits hört man oft sagen, daß die Erdbeere für die Haut und für die Verdauung untrüglich sei. Auch die Aerzte haben diesem Problem ihre Aufmerksamkeit zugewendet und tatsächlich als richtig festgestellt, daß der Erdbeerfakt eine entscheidende verdauungsfördernde Wirkung hat. Hart gesottenes Eiweiß verflüssigt sich, wenn dem Ei Erdbeerfakt zugefügt wird infolge der hydrolysierenden Wirkung des Enzyms, das im Saft enthalten ist. Es ist wahrscheinlich, daß auch der rohe Saft anderer Früchte eine verdauungsfördernde Wirkung hat und daß auch sie vergleichbare Substanzen enthalten. Wer darauf angewiesen ist, eine zuckerfreie Diät zu beobachten, kann unbedingt Erdbeeren genießen, da die geringe Zuckermenge, die darin enthalten ist, nicht schädlich wirkt. Allerdings darf natürlich kein gewöhnlicher Zucker zur Verflüssigung zugefügt werden. Es ist nicht ganz klargestellt, ob der Erdbeergenuß bei Nüchternheit etwas hilft, aber zweifellos ist er ein Mittel, das Blut alkalisch zu halten, da die Früchte reich an Alkalisalzen sind. Aber auch diese Wirkung hat die Erdbeere mit vielen anderen Früchten gemein, die aus dem gleichen Grunde antiskorbutisch wirksam sind. Nun hat aber die Erdbeere nicht nur Tugenden, sondern vermag unter Umständen dem Organismus auch schädlich zu werden. Namentlich wenn sie nicht sorgfältig gereinigt wird, kann sie anstufungsfähige Keime übertragen. Der berühmte Gelehrte Meischnikoff hat ausgerechnet, daß in dem Verdauungstrakt des Menschen täglich nicht weniger als 128 Billionen Bakterien gebildet werden, von denen ein Teil nützlich ist, während ein anderer Gefahren bringt. Er vertritt die Ansicht, daß es zur Erzielung langer Lebensdauer nötig ist, soweit nur irgendmöglich fremde Bakterien den genannten Organen fernzuhalten, und zählt unter den Nahrungsmitteln, die aus diesem Grunde vermieden werden sollen, auch Salate und Früchte, insbesondere Erdbeeren auf. Es ist vollkommen richtig, daß die Erdbeere besonders leicht Anstufung hervorrufen kann, und es scheint nötig, in diesem Punkt einmal ein warnendes Wort auszusprechen. Es ist dabei festzuhalten, daß eine der Hauptquellen der Verunreinigung der Boden ist, auf dem die Früchte wachsen, und daß es sich empfiehlt, durch eine Strohdacke ihre Verunreinigung mit der Erde zu verhindern. Daß die Plätze, auf denen die Beete angelegt sind, mit Bakterien, die dem menschlichen Organismus feind sind, verunreinigt sein können, ist unabweisbar. Dazu kommt noch, daß die Art und Weise, wie die Erdbeere geerntet wird, häufig nicht einwandfrei sonder ist. Jedenfalls ist es nötig, die Erdbeeren sorgfältig zu waschen, bevor sie gegessen werden. Die Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaßregel bewirkt in sehr vielen Fällen W-erben und Krankheiten. Abgesehen von diesen äußeren Schädlichkeiten liegt jedoch nicht der geringste Grund vor, dem Erdbeergenuß in gesundheitlicher Hinsicht übles nachzusagen.